

II.

Heine im Wandel der Zeiten.

Als einer der ersten Lyriker der Weltliteratur ist Heine heute selbst bei seinen grimmigsten Widersachern, soweit die geistige Elite und ein bedeutender Teil des gebildeten Publikums überhaupt in Betracht kommt, anerkannt. Daran kann selbst die Thatsache nichts ändern, daß er Otto Gricke Hartleben „stets sehr unangenehm gewesen ist“. Wenn auch nicht immer die zweite und letzte Liebe, so ist er doch sehr oft die erste Liebe — nicht nur der Backfische. Heute ist er nicht mehr der ‚freche Dichterling‘, ‚der ekle Schmutzfink im deutschen Dichtermald‘, sondern anerkannt und geliebt ist die köstliche Perlenkette seiner lindenblüthdustigen Minnelieder in Hütte und Palaß — freilich öfters nur als verbotene Früchte im verschwiegensten Alkovenwinkel. Sachen wie ‚Heinrich Heines Höllenfahrt‘ von anno dazumal fänden heute nur lächelndes Achselzucken; wohlwollendes Verständnis nur in gewissen frumben Sonntagsblättchen und bei den lex Heinze-Leuten. Während 1856 nur ein winziger Bruchteil der deutschen Presse, freilich erst Wochen nach Heines Tod, sein Ableben kurz registrierte, teilte dem toten Löwen noch die üblichen Eselstritte versetzend, mehrten sich von Jahr zu Jahr die Stimmen derer, welche das Ewigschöne seiner Poesieen unparteiisch würdigten und das

Ungewöhnliche seines Charakters einer sorgfältigen Prüfung, einer Revision unterzogen. Als dann 30 Jahre nach seinem Tode seine Werke frei und dadurch wohlfeil zu erlangendes Gemeingut der Nation wurden, mehrte sich die Zahl seiner verständigen Bewunderer und ‚Chrenretter‘ von Tag zu Tag. Immer weiter brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß Geburts- und Zeitverhältnisse, besondere Veranlagung einen starken Einfluß auf seine Gesinnungsäußerungen und Bethätigungen ausgeübt hatten, daß es denn doch nicht mehr angebracht sei, ihn mit der Durchschnittselle des Spießbürgers, mit dem Maß eines guten, patriotisch-national gesinnten Staatsbürgers jüdischer oder christlicher Konfession von heute zu messen. Allmählich kam man zur Einsicht, daß er denn doch nur die zeitgenössische deutsche Zuvielkleinstaaterei aristophanisch verspottet hatte, daß seine unverzeihlichen Kränkungen des Himmels, seine östern Abschwenkungen vom Mystischen zum Pantheistischen eben in eine Zeit fielen, als der alte Gott gestorben und er den neuen, trotz Hegel, Kant und Gauss, trotz aller philosophischen Systeme, nicht zu finden vermochte. Und was seine ‚entsetzliche sittliche Laxheit‘ anbetraf, sah man ja, daß unsere Modernen in ihren Werken zum mindesten eben so oft, ja gar noch ‚frivoler‘, ‚naturalistischer‘ als der böse Heine waren, — ergo mußte sich so was doch gewiß für einen Dichter schicken.

So ‚tolerant‘ dachten ja freilich die biedern Stadtväter von Düsseldorf nicht, als die Denkmalsfrage an sie herantrat. Es ist ja noch in Erinnerung, daß sich diese Abderiten der Errichtung eines Monuments in Heines Vaterstadt hartnäckig mit Erfolg widersetzten. Auch die Mainzer ultramontanen Stadtväter machten sich dann diesen Standpunkt zu eigen. In seiner etwas bizarr satirischen Weise hat unser Lyriker Richard Dehmel diese leidige Denkmalsfrage in einem größern Poem voll treffender origineller Pointen behandelt:

Ein Heine-Denkmal.*)

Ich danke dir, Bildhauer, daß du dich
Für deinen Fürsten noch bemühen willst; bitte,
Nimm Platz. — Du weißt, ich bin der Krone müde,
Zu Neujahr geb' ich sie dem Volk zurück,
Es mag versuchen, selbst sich zu beherrschen,
Mir ist es teils zu reif und teils zu schlecht.
Mein Hingang aber soll mein Volk und mich
Noch einmal in beglückter Ehrfurcht einen
Und unsern Enkeln eine Ehrfurcht bleiben
Durch ein Geschenk fürstlicher Menschenliebe;
Dazu entbot ich dich.

Ich weiß, dich drängt dein großes Lebenswerk:
„Der deutsche Michel, aus dem Schlaf erwachend.“
Ich danke dir, daß mein Gesuch dir vorgeht.
So höre, was ich ausgedenkt habe,
Du bist der Einzige, der es schaffen kann:
Ein Denkmal für Herrn Heinrich Heine.

Erlaube, daß ich uns das Fenster öffne;
Der Märzgeruch der Großstadt thut mir wohl.
Dort auf dem Platze vor der Kathedrale
Möcht' ich das Denkmal aufgerichtet sehn,
Mitten im Kranz der Linden.

Da soll er sitzen, wie er wirklich war,
Der kranke Jude und der große Künstler,
Der unsere Muttersprache mächtiger sprach
Als alle deutschen Müller oder Schulze.
Verziere reich mit Gold den Krankenstuhl,
Bunt soll das Denkmal sein, ein Schmaus der Sinnen!
Fußdecke, Rock, Symbole, alles Weirwerk
Soll sich in dunklen Tönen unterhalten,
Von ungewissen Lichtern überlacht;
Aus dem gedämpften Rot und Grün der Bronzen

*) Aus: Lebensblätter, Gedichte und anderes von Richard Dehmel. Berlin 1895, Verlag der Genossenschaft Pan, p. 113.

Aus Porphyr, Syenit, Basalt und Schiefer
Soll marmorklar nur sein Gesicht erleuchten
Und seine blassen Dichterhände.

Und rüek' ihn nicht zu hoch vom Boden weg,
Nicht in die Luft, damit ihm Volk und Erde
Nah bleiben, wie es großen Künstlern lieb ist.
Nur eine einz'ge Stufe von Granit,

In mächtigem Geviert, gib ihm als Sockel,
Daß man sein Lächeln deutlich sehen kann,
Dies müde Lächeln des getauften Juden,
Mit dem er sich nach neuer Liebe sehnt,
Dies bitt're Lächeln, das zu sagen scheint:

O Mojes, du gefällst mir nicht,
Du bist mir überflüssig,
Und dein vergrämtes Angesicht
Ist längst mir überdrüssig.

Zu seinen Füßen aber laß — nein, so:

Zu seine Linke gib ihm einen Stoc
Und eine himmelblaue Schellentappe,
Und links zu Füßen des getauften Juden
Und lüftern in die Lüfte schnüffelnd hockt
— ich schlage vor, aus rheinischem Eisenquarz —

Ein fettes Schwein, das echte deutsche Hauschwein.
Mach' mir dies Schwein ja wahrhaft wahr und schön,
Wie's diejer große Künstler wert ist; und
Vergiß mir auch die Borsten nicht!

Und rechts zu Füßen dieses großen Künstlers
Laß einen flügelstolzen Greifen liegen,
Mager, die Geiernase möglichst krumm,
Den edeln Pantherleib zum Sprung gerecht.
Ich sehe, wie des Dichter blasse Rechte
Liebkosend nach dem stählern hochgeschwungenen,
Dem nordsee grauen Flügelpaare tastet,
Ich sehe seinen meerblau stillen Blick,
Die dunkeln Amethysten der Pupillen,
Zu sich gekehrt, heimkehrend aus der Ferne;
Er träumt ein Lied.

Ueber die finstern Furchen der Nordsee,
Ueber die fliehenden Schäume her
Sieht er ihn kommen,
Seinen Ahnherrn Mhasver:
Er sucht den Messias.
Der Wind jagt seinen Bart,
Morgendlich funkelt ein Strand;
Seit Jahrtausenden so — der arme Alte —
Sucht er den Tod.
Plötzlich spie'n ihm alle Wellen Blut,
Fern am Strand sitzt Einer, der recht sich
Jünglingshoch,
Und blickt und lacht, blickt in die Sonne:
Der deutsche Michel aus dem Schlaf erwacht.
Und Mhasver schreit auf,
Daß sein Schrei die Möven vor ihm erschreckt
Ueber das blutrot spritzende Wasser,
Und ans Land stürzt er und bricht zusammen
Und Jahrtausende schluchzen
Dem erstaunten Michel ins dumme Herz:
Mein Heiland du,
Mein heimlich erstandener
Herr Israels!
Hinten aber auf den Dünen steht
Mit verwunderten Mienen
Das versammelte deutsche Publikum,
Den Sonnenaufgang erwartend,
Christen- und Judenpöbel,
Und jemand jagt:
Ja, Herr Geheimrat von Schulze,
Davon ahnten Sie nichts! —
So bilde mir, mein Freund, den Blick des Dichters.
Und hinter seinen goldnen Krankenstuhl
Stell' auf die rechte Seite einen Greis,
Berlumpt, ins Knie gebrochen, arbeitskrüppelig,
Der seinem Enkel eine Krone aufsetzt
Und seine marmorn blühende Nacktheit segnet;

Nimm meine Krone als Modell
Links aber hinter seinen Krantentuhl,
Das Schwein des Vordergrundes überragend,
Setz' auf die Sockelstufe eine Jungfrau,
Im Myrthenkranz, im Silbersehleier, bräutlich,
So bräutlich, wie es nur der Deutsche träumt;
Die soll nachsichtlich einem Affen wehren,
Der grinsend, mit unzüchtiger Geberde,
Dem Dichter in den Rücken gloht.

Mach' mir den Affen ja recht wahr und schön,
Wie's dieses großen Künstlers würdig ist;
Dann gib ihm braune Augen, wie dem Greise,
Dem Knaben aber und der Jungfrau blaue,
Wie sie der große Künstler selber hatte,
Doch so von dir, Bildhauer, deutsch verklärt,
Daß ich den deutschen Dichter stammeln höre:

O Venus, alte Frau Sünderin,
Verneige dich der Reinen,
O könnt' ich noch mit Kinderfinn
Zu ihren Füßen weinen! —

So, Freund und Herr, möcht' ich das Denkmal haben,
So, Meister, bis ins Kleinste lebensgroß
Das Einzelne, — das Ganze aber so,
Daß uns der Schauder ängstigt und beglückt
Vor uns'rer menschlichen Tiergöttlichkeit.
Dann um das alles, wie um einen Friedhof,
Zieh' mir ein schmiedeeisern Gitterwerk
Von hohen Lilien, deren Blütentöpfe
Ein Dornenkranzgewinde eint.

Und eile mit deiner Arbeit, Freund:
Schon weil dein großes Lebenswerk dich drängt,
„Der deutsche Michel aus dem Schlaf erwachend“;
Sonst schilt mich noch das deutsche Publikum.
Nimm die Gehülsen nach Belieben! Horch,
Der Märzsturm braust vom Turm der Kathedrale;

Wenn der Dezemberreif die Linden schmückt,
Mücht' ich das Wert vollendet sehn, ich will's
Dem deutschen Volk zu Weihnachten bescheren.
Leb' wohl, mein Künstler!

Doch daß die Anerkennung Heines in immer größere, bis vor kurzem noch gänzlich abseits liegende oder gar feindliche Kreise dringen sollte, wie sie sich beim hundertsten Geburtstag am 13. Dezember 1899, *fin de siècle*,*) nur wenige Jahre nach dem Düsseldorfer Denkmal-Entrüstungsturm zeigte, haben gewiß nur wenige erwartet. Viele bedeutende Bühnen veranstalteten eine Heinefeier; freilich machten die Hofbühnen ja diesmal noch nicht mit. Dasselbe thaten Vereine und litterarische Gesellschaften, sogar solche, die ausgesprochen modernste Tendenzen tragen. Sie bewiesen dadurch deutlich, daß es ihnen bewußt, wie sehr Heine Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blute sei und wie viel sie seiner Vorarbeit verdankten. Daß die Presse den Dichter in Festartikeln feierte, konnte wohl nicht Wunder nehmen. Daß aber auch ein Teil derselben, welcher Heine bisher völlig ignorierte, ja in heftigster Weise befandete, jetzt die Waffen streckte, mußte auffällig erscheinen. Schwang sich doch die hochfeudale fromme Kreuzzeitung zu einem umfangreichen Feuilleton auf, das sogar aus geistlicher Feder stammte. Freilich behauptete der Verfasser Max Vorberg in seinem Aufsatz u. a.: „Bei der Beurteilung Heines im großen Publikum, namentlich angesichts der Frage, ob das deutsche Volk ihm ein Denkmal setzen solle, war das schwierige Verhältnis zu erwägen, in dem der Dichter zu seinen Werken steht. Hier stellte sich aber von vornherein die recht bedeutende Unwissenheit dieses großen Publikums entgegen.

*) Der Streit, ob 1897 oder 1899 der 100. Geburtstag Heines, kommt hier nicht in Betracht.

„Wenn von Heinrich Heine die Rede ist, steht den Leuten zuerst, vor allem Andern und fast ausschließlich, das Buch der Lieder vor Augen, diese Sammlung der wunderbarsten und herzensprechenden Dichtungen, die neben Goethes und Uhlands Liedern unmittelbar das Herz erfassen und erwärmen, wie keines andern Dichters Verse. Rückert und Chamisso sind ja viel unpopulärer geblieben.

„Aber wer kennt denn die scheußliche Frivolität und Verderbtheit so vieler Heinescher Dichtungen im ‚Romanzero‘ und den ‚letzten Gedichten‘? Oder wer hat gar den Schmutz in der Bordellgeschichte ‚Memoiren des Herrn von Schnabelewopski‘ und in manchen Stellen der ‚Reisebilder‘ vor Augen gehabt? Man soll auch nicht darauf aufmerksam machen. — Das Publikum denkt, dieser unvergleichlich große, feine, hochethische Dichter war echt liberal und ein Kämpfer gegen Reaktion, Pfaffentum und Aristokratie. Damit ist es zufrieden. Daß die entscheidende Frage eine durchaus ethische ist, wird gänzlich übersehen. Oder man müßte dann irre werden an der großen Zahl seiner Verehrer, namentlich an so vielen edlen deutschen Frauen, die mit Inbrunst der Dankbarkeit die Ehrung des Vaterlandes für diesen wahrhaftigen Sänger der Liebe — und das ist er auch wirklich und wahrhaftig — forderten.“ — —

Das Bekenntnis von dieser Seite ist gewiß immerhin ein bedeutender Fortschritt, der registriert zu werden verdient, ebenso wie der Schlußsatz: „Fragt man künftig: Wer war Heinrich Heine? so möge die Antwort genügen: Der Sänger seiner köstlichen Lieder, die unter uns leben und die wir lieben. — Das andere sei vergessen.“ — —

So schnell ‚vergessen‘ die Menschen freilich nicht, besonders wenn ihr gesunder Verstand durch böse Hezereien verwirrt wird, wie es anläßlich der projektierten Errichtung des Heinedenkmals in Gestalt von Herters Loreleybrunnen

thatsächlich geschah. Nirgends fand sich ein Plätzchen im deutschen Reiche.

„Sollte es zur Errichtung dieses Monuments, noch dazu mit solch entsetzlich heidnisch unmoralischen Symbolen, wie Nixen und dergleichen, kommen, so müsse zur Verstümmelung des ‚Schandmonuments‘ geschritten werden,“ argumentierte damals ein ‚Diener Christi‘. Und so geschah es auch am Ende des 19. Jahrhunderts, wenige Wochen nach dem hundertsten Geburtstage Heines, jenseits des Oceans, in New-York, wo der Loreleybrunnen mit dem Medaillonbilde des Dichters und seinen symbolischen Gestalten ‚Lyrik‘ und ‚Satire‘ endlich einen Platz am äußersten Ende der Millionenstadt gefunden hatte. Durch fanatisierte Vandalenhände wurden die Figuren verstümmelt — trotz des wachhabenden Polizisten!

Nur die unverbesserlichsten Optimisten konnten solche Barbarei für ganz unmöglich halten. Daß es noch lange in vielen Köpfen nicht tagen werde, bewies bald darauf ein anderer Vorfall: Der Wiener Männergesangsverein war in corpore zur Pariser Weltausstellung gereist. Einige Verehrer des Loreleysängers kamen auf den unzeitgemäßen Gedanken, einen Kranz auf das Dichtergrab auf Montmartre niederzulegen. Doch der Wiener Stadtrat erfuhr von diesem Verbrechen und legte schleunigst Protest dagegen ein. Der Kranz wurde nun nicht niedergelegt. Sofort bildete sich ein Komitee von Wiener freisinnigen Bürgern zwecks Sammlung für einen monumentalen ‚Protestkranz‘ auf Heines Grab. Im Aufrufe der „Neuen freien Presse“ hieß es: „Dieser bezweckt einen herzlichen Appell an die, in deren Seele der leidige Kampf des Alltags, das Gefühl für das Bleibende, das Ewige noch nicht ertötet hat.“

Die Sammlung ergab in kurzer Zeit ein so überaus günstiges Resultat, daß nicht nur ein Kranz, sondern ein erhabenes Grabdenkmal errichtet werden sollte. Der be-

rühmte Schöpfer des Heinemonuments auf Corfu, Hasselriß, stellte dem Komitee eine neue Statue zur Verfügung, welche die unglückliche Kaiserin Elisabeth von Oesterreich noch kurz vor ihrem Tode bestellt hatte. Sie schmückt jetzt das Dichtergrab auf Montmartre.

Es war wirklich ein wenig erhebendes Gefühl, zu sehen, wie die widrigsten politischen Parteikämpfe nicht einmal Halt machten, als es sich um eine ganz unpolitische, einfache Ehrung eines großen verstorbenen Künstlers durch Privat-hände handelte. Der hochbetäubende Vorfall beschäftigte denn auch die Tagespresse wieder in hohem Maße. Es regnete poetische Proteste von berufener und unberufener Seite. Der „Pester Lloyd“ veröffentlichte beispielsweise:

„Die Stimmen aus dem Grabe.“

„Ein Sänger am Grabe von Heine
Weint ein heimliche Thräne;
Er war gekommen alleine,
Auf daß es andere nicht sehen.

Und als die schamige Thräne
Ziel auf den Hügel hinab,
Da hörte man seltsame Töne,
Der Tote sprach aus dem Grabe:

Mein Herr, Ihr ergebener Diener!
Ich bitte, lassen Sie's sein
Und grüßen Sie mir den Wiener
Altweibergefang-Verein!“

Die „Frankfurter Zeitung“ schrieb im Feuilleton vom 24. Juni 1900: „Aus Berlin sind uns heute die nachfolgenden Verse zugegangen, die aus der Feder eines angesehenen Gelehrten entstammen: Heinrich Heine. Das Grab Heines in Paris wird von Deutschen jetzt oft besucht.“ (Zeitungsnotiz, Juni 1900.)

„Mein lieber Dichter, hör' mich an,
Ich komme zu dir, ein deutscher Mann.

Was wir dir danken, das sprech' ich nicht aus,
Das wissen viel Tausend bei uns zu Haus.

Drum sei uns geheiligt deine Gruft,
Und wer dich beschimpft, der ist ein Schuft.“

„„Mein lieber Landsmann, aus ewiger Ruh'
Bin ich erwacht und höre dir zu.

Denn deine Worte, habe Dank,
Sie klingen mir wie Jubelgesang.

Ich glaubte schon, Ihr habt mich ganz
Vergessen, Ihr Söhne des Vaterlands.

Ich weiß, man singt die Loreley,
Doch war ich den meisten allzufrei,

Denn nur liebt' ich und haßte gesund
Und nie nahm ich ein Blatt vor den Mund.

Drum leb' ich noch trotz Todeschlaf;
Die Junker und Pfaffen haßen mich brav.

Verdenken kann ich es eigentlich nicht!
Es graut der Eule vor dem Licht.

Ich hoff', Ihr amüsiert Euch gut
Im schönen Paris und lacht der Wit,

Die heimlich an allen Franzen frißt,
Weil Deutschland ihnen jetzt über ist.

Zwar liebt' ich die Franzen, doch sagt' ich voraus
Einst wird es weit besser bei uns zu Haus.

Nur bitt' ich: toujours en vedette! Gewiß
Sonst droht auch Euch die Finsternis.

Doch nun lebt wohl! Ich sage nichts mehr,
Nur dies: Das Todsein schmerzt mich sehr.““

Sogar der nordische Dichter Björnstjerne Björnson sah sich zu folgender sehr bezeichnender Veröffentlichung in der Presse veranlaßt:

„Hochgeehrte Redaktion! Wieder sehe ich in Ihrem Blatt einen neuen Beweis für den Undank der Deutschen gegen ihren großen Lyriker, den eigentümlichsten von allen, Heinrich Heine. Außerhalb Deutschlands gibt es kaum einen litterarisch gebildeten Mann oder eine solche Frau, die nicht über die Blindheit empört sind, mit der man den großen Mann aus seinen wenig glücklichen Verhältnissen, aus seiner Zeit und ihrer Denkart hinausrückt, um ihn dann zu verurteilen und zu verdammen. Ich will nicht die verschiedenen Anklagepunkte durchgehen, aber einer ist darunter, den ich, so weit ich sah, nicht genug widerlegt gefunden habe.

„Kann jemand sagen, welcher bedeutenden Anteil gerade die Indignation eines großen Geistes über das damalige Deutschland an dessen schließlichem Wiederaufbau gehabt hat?“ — — —

Ja, Heine ist heute noch bei Freund und Feind auch besonders in dieser Beziehung vielen Mißdeutungen ausgesetzt. Sein ‚Nationalgefühl‘ wird noch immer nach ganz falscher, längst außer Gebrauch gesetzter Maße gemessen.

„Das deutsche Wort,“ sagte der Dichter, „ist ja unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann — die Driflamme in dem Kampf fürs Vaterland, selbst demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern.“

Auch ein Denkmal wird ihm noch lange Zeit verweigert bleiben, dafür wird schon einsichtsloser Groll und unerbittliche Feindschaft des Banausentums Sorge tragen; doch:

„Andere Zeiten, andere Vögel,
Andere Vögel, andere Lieder“,

singt der Dichter des „Atta Troll“. Noch schimmert freilich die anbrechende Morgenröte besserer Tage nur im schwachen Dämmerseine aus dem dunkelgrauen Gewölk der Gegenwart hervor. Bis sie sich siegreich Bahn gebrochen, ist es das schönste Monument für Heine, daß er keins hat.

